

# Alemannen im Banat

Autor(en): **Maenner, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **14 (1934-1935)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157872>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nichts ändern. Wenn schon die Väter des Versailler Vertrages in unbegreiflicher Unterschätzung bestimmter Gegebenheiten das Saarexperiment in Gang brachten, so hätte es doch in der Folge so schnell und so schmerzlos wie möglich abgestoppt werden müssen.

Aber nun geht das eiserne Rad seinen unerbittlichen Gang. Nicht ohne Sorgen sehen weite Kreise in Elsaß-Lothringen die wirtschaftliche Abriegelung des Saargebietes in gefährliche Nähe gerückt. Als einziges „Geschenk“ der Liquidierung wird eine zweite Emigrantenwelle unser Land übersfluten, was allerdings heute selbst die wärmsten Freunde der Flüchtlinge vom vorigen Jahre für höchst unerwünscht halten. Ein Unternehmen geht zu Ende, das man als unselig bezeichnen kann. Wieder einmal, und das ist das bedauerlichste, wurde der großen Ausöhnung zwischen Deutschland und Frankreich nicht so gebient, wie es im Interesse des europäischen Friedens und zum Vorteil aller Beteiligten, wenn man von bestimmten Kreisen der Schwer- und Rüstungsindustrie absieht, möglich gewesen wäre.

## Alemannen im Banat.

Von **Emil Maenner.**

(Schluß.)

Nun aber wenden wir uns der Gegenwart zu, — und so führe ich den freundlichen Leser hinunter nach Saderlach im Banat, um ihm das ferne Hohen Dorf zu zeigen und ihm das Leben seiner alemannischen Landsleute zu schildern. Unter Schnaufen und Stöhnen hat mich das Bummelzüglein, das ich in Neuarad bestiegen habe, nach Saderlach gebracht. Am Bahnhof holt mich mein Gastfreund, der Landwirt **Josef Neff**, ab, — und auf federlosem Bauernwagen ziehen uns zwei feurige Kenner über das holperige Pflaster des Steinwegs, der durch die „Vorstadt“, das Viertel der Kleinhäusler oder „Chlaihislser“, in das Dorf führt. Gestreckten Laufes rasseln wir durch die Herrengasse — vom „Warschhus“ aus (das Wort ist eine urwüchsigte Zusammensetzung von ungarisch varos = Gemeinde und dem alemannischen Hus!) winkt mir der „Notari“ oder Ratschreiber fröhlich zu — und schon sind wir an der Kirche vorüber und halten endlich vor einem stattlichen Bauernhof.

Noch schwebt über den Gassen die Stille der ausklingenden Karwoche. Aber in den Häusern herrscht reges Leben. Überall sind fleißige Hände am Werk, um das Osterfest zu rüsten. Raun hat mich Freund Neff unter vielen „Chemmet ine“ in seinen Hof und durch das „Gätterli“ in die gute Stube geleitet, als er schmunzelnd zu mir sagt: „Hit Obed isch d'Faschtezit rum. Mi Wib het scho e guete Schunke chocht. Un Morge am Dshtersunntig

git's Schäflifleisch. Chenet'r des au? Nit? No misset'r 's erscht recht choschte — 's werd Ej scho schmede. Überhaupt isch d'Dschtere bi uns e großes Fescht. Wisset'r, do chemmet d'Chinder, d'Buebe un d'Maidli zum Getti un zue d'r Gotte, wenn d'r Dschterhas g'lait het. Meh' bruch i' Ej nit sege! M'r hen au' scho' allerhand firigi Sache bache!"

Unterdessen haben sich auch die Frau meines Landsmannes, „'s Bäsli“, und ihre Eltern eingestellt, und wie ein lieber Freund wird der Bruder aus dem Reiche aufgenommen. Herzlich drückt mir der alte Schwiegervater die Hand zum Gruß. Der prächtige weißköpfige Greis, dessen rote Bäckchen gewiß nicht vom Wassertrinken kommen, heißt eigentlich Mathäus Müller, ist aber nach der Sitte des Dorfes nur unter dem Namen „'s Daniele Mathis“ bekannt. Wir setzen uns zum Mahle nieder, das der köstlichen Speisen so viele bietet, daß ich im ersten Augenblick nicht recht weiß, wo ich zugreifen soll. Er legt dies irrtümlicherweise als Schüchternheit aus und nötigt mich zum Essen mit dem treuherzigen Zuruf: „Esset doch, Better! Sin nit so blöd! Wisset'r — blödi Hund weret selte fett!“

Im Dorfe hat es sich bereits wie ein Lauffeuer verbreitet, daß „einer us d'r alte Heimet cho isch, was g'rad so rede chan wie mir“, und kaum habe ich Messer und Gabel niedergelegt, so finden sich eine Anzahl Bauern im Hause ein, die den Gast aus dem Reiche sehen und sich mit mir unterhalten wollen. „Ja, wie rede denn Ihr? Do stoht m'r jo bigott d'r Verstand still!“ ruft ein mißtrauischer alter Hoze in höchstem Erstaunen aus, nachdem er festgestellt hat, daß ich mich mit meiner alemannischen Mundart vortrefflich mit meinen Saderlacher Bekannten verständigen kann. Im Nu habe ich die Herzen der Leute gewonnen — Einladungen in Hülle und Fülle regnen auf mein unschuldiges Haupt nieder, und ich weiß schon: Wenn ich niemanden kränken will, so muß ich manchen Hof besuchen, manchen Ehrentrunke tun, zu manchem doppelten Mittagsmahl mich bequemen. So leiste ich schon für diesen ersten Abend der Einladung einiger Freunde Folge. Nach dem Abendessen, bei dem ich seit langer Zeit zu meiner freudigen Überraschung wieder einmal richtige „Strübli“ genießen darf, wandern wir hinüber in die Nachbarschaft, und ich verbringe köstliche Stunden in der Familie des „Mazilihans“, eines launigen, lebenslustigen Bauersmannes. Verwandte, Freunde und Bekannte versammeln sich allmählich in der geräumigen Bauernstube, die von der Erdöllampe gemütlich erhellt wird. Der Bruder aus dem badischen Lande fühlt sich wie zu Hause — und „Wie goht's? Wa machet 'r au? Sin 's Wib un d'Maidli au g'sund?“ stürmt es von allen Seiten auf mich ein, so daß ich mich der Fragen kaum erwehren kann. Und horch — da erklingt von den Lippen der frischen Maidli (denn weissen das Herz voll ist, dessen fließet der Mund über!) ein Lied um das andere. Neckisch singen sie den Buebe zu:

's isch no nit lang, daß es g'regnet het.  
Die Bäumlü tröpflet noch.

J' han emol e Schäßl g'h —  
i' mein, i' hätt es noch!

Jeß isch er gange wandere:  
i' wünsch em Löcher in d'Schueh —  
jeß han i' wieder en andere —  
Gott, gimmer Glück bezue!

's isch gar nit lang, daß er g'hirote het —  
's isch gar e churzi Zit!  
Si Röckli isch em lotterig,  
sini Strümpfli sin em z'wit!

So lebt im Bewußtsein dieses Volkes noch manches schöne alte Lied — so umweben auch sinnige Bräuche sein schlichtes ländliches Dasein und bringen Freude und Abwechslung in das harte Werk des Jahres.

Das Neujahrsest gehört den Kindern. Mit dem fröhlichen Sprüchlein:

J' wünsch Ej Glück zum neue Johr —  
d'r Stall volle Hörner,  
d'r Bode volle Chörner,  
d'r Cheller volle Wi,  
daß m'r alli chönnet guet lufchtig si

ziehen sie von Tor zu Tor, bringen ihr Verslein an den Mann und lassen sich dafür eine Gabe reichen.

An der Fastnacht hingegen führen die Burschen das entscheidende Wort. Mit Musik streifen sie durch das Dorf, suchen ihre Tänzerinnen auf, lassen sich von ihnen Eier und „Schibling“ geben, — eine Wurstart, die man auch im Hohenwalde und in der Schweiz kennt, und wenn ein Mädchen einem Burschen hold ist, so erhält er von der Liebsten eine Schürze mit ihrem von ihr selbst eingestickten Namen — das kann dann unter Umständen Anlaß zu allerlei Eifersucht, Haß und Feindschaft geben.

Ist dann der Palmsonntag gekommen, so bringt man wie im Schwarzwald Palmen aus Weidenkätzchen zur Kirche und läßt sie vom „Geischtlig“, wie man den Ortspfarrer allgemein nennt, weihen, — doch dürfen sie vor dem Ostersonntag nicht in das Haus getragen werden. Wer morgens in der Frühe die Palme zuerst hereinträgt, erhält ein Ostergeschenk. Aber auch der Toten gedenkt man am Palmsonntage, ihnen steckt man nach alter Sitte geweihte Weidenkätzchen auf das Grab.

Und nun zieht er herauf, der Ostersonntag, den vor allem die Kinder klopfenden Herzens erwarten. Hei, wie rasch sind sie aus den Federn, wie flink geht das Ankleiden von statten, wie freudig legen Buben und Mädchen ihre schmuße Festtracht an! Und dann gehen sie hinüber zum Getti und zur Gotte, in der „Herregäß“, der „Chrizgäß“, der „Schloßburg-

gaß“, wünschen den Taufpaten ein frohes Osterfest und empfangen glänzenden Auges die süße Frucht, die „d'r Has g'lait het“. Während in den Häusern die „Wiber“ den Festschmaus auf den Herd stellen — während in mancher stillen Kammer der Militärurlauber seine müden Knochen streckt und von den vollen Fleischtöpfen seines Heimatdorfes träumt, machen es sich die Männer auf der Gasse gemütlich. Noch ruht die Feldarbeit — noch braucht man sich nicht zu mühen und zu plagen auf den 8000 Morgen des Saderlacher Gemeindefandes und auf den weiteren 8000 Morgen Feldflur im Bereiche benachbarter rumänischer und bulgarischer Gemeinden, die das Saderlacher Hohenvolk durch seinen zähen Fleiß in seinen Besitz gebracht hat. Die Frühlingssonne strahlt vom blauen Himmel, die Männer haben den „Tschobe“ in der Stube gelassen, und hemdärmelig und im „Bibli“ sitzen sie beisammen und rauchen bei behaglichem Geplauder ihre „Pfeife“ mit dem königlich-rumänischen Regietabaß. Am „Dschtermäntig“ aber geht es zum Tanz im Saale des Gemeindegasthauses, das eine stattliche Schar tanzlustiger Leute anzulocken pflegt. Alt und jung dreht sich zu den volkstümlichen Weisen der Dorfmusik im Kreise, in den Pausen läßt der Männergesangsverein aus rauhen Alemannenkehlen seine Lieder erschallen — und manchmal schlägt die Festesfreude ihre Wogen in den „Bischtig“ hinüber, wenn die tanzfrohe Jugend sich am „Mäntig“ nicht ganz hat austoben können.

Und weiter wandelt das Jahr und bringt mit Wärme und Sonnenschein den Wonnemond ins Land. Was wunders, daß man da in Gegenwart des Pfarrers, der Gemeindevorsteherung und der Lehrer den bekränzten *M a i b a u m* aufpflanzt und dem Sieger Lenz huldigt?

Aber mit dem Kirchweihfest, der *C h i l b i*, kann sich doch kein anderer Tag messen, — darüber sind sich alle Saderlacher einig. Darum ist der Sonntag nach dem Feste des heiligen Johannes des Täuflers, des Schutzpatrons der Gemeinde, für das ganze Dorf ein Tag allererster Ordnung. Prächtigt schmückt das Mädchen den Hut des Liebsten mit einem Strauß, dem „Chilbistruß“, und damit der Bursch ihr noch besser gefalle, heftet sie ihm ein ellenlanges himmelblaues und rosarotes Band dazu. Mit Musik begeben sich die Burschen in die Kirche — mit Musik lassen sie sich nach dem Hochamt wieder abholen — mit Musik ziehen sie am Nachmittage zum Gemeindegasthaus hinüber und tanzen um ein großes Faß, von dessen Höhe einer der ihrigen eine Art Lotterie veranstaltet, den „Chilbitanz“. Damit ist aber auch schon die Zeit der Ernte, des Schnittes, nahegerückt, nachdem schon längst in schwerer unverdrossener Arbeit das Feld und die Weingärten bestellt sind. Dem frohen Feste folgen saure Wochen. In Strömen rinnt unter der glühenden Sommer Sonne des Banates der Schweiß von der Stirne der Bauern, und „Aje“, sagt mir mein alter Freund, 's Daniele Mathis, „do git's große Blodere an de Händ!“ In der Mitte des Monats August ist aber bereits das Schwerste überstanden, und am Tage Mariä Himmelfahrt kann sich das Dorf zu seiner schönen Erntedankfeier ver-

einigen. Es ist der „Chritterbuschletag“, der 15. August, — mit Büscheln aus Wiesenkräutern und Feldblumen geht man zur Kirche, um dem Schöpfer Dank zu sagen für den Erntesegen und die Sträuße weihen zu lassen. Die Blumen aber bewahrt man zu Hause auf, und wenn der Weizensamen zur Aussaat gerichtet wird, zerreibt man einen Teil der Kräuter, mischt sie mit den Worten:

Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist

unter die schlummernden Keime und hegt im Stillen die Hoffnung, daß das geweihte Kräutlein im kommenden Jahre reichen Segen bringe.

Endgültig aufatmen können die Saderlacher aber erst im Herbst, wenn nach dem Weizen der goldene Mais geerntet ist und das Feld sich anschickt, seinen Winterschlaf zu tun. Es ist die Zeit nach Martini. Die Trauben sind gelesen, der neue Wein ist dem Zustande des gefährlichen „Kampasch“ bereits entrückt und trinkfertig geworden, und gaßauf gaßab hebt nun in den Höfen das „Soueschlachte“ an. „Bettene“ und „Bäsli“ werden zuvor eingeladen, Männer und Frauen helfen tüchtig mit, und wenn dann die Würste und das Wellfleisch gar sind und ihr frischer Duft sich über die Dachfirste schwingt, so stehen wie aus der Erde gezaubert Büblein und Mägdelein am Hofstore, und gar mancher fecke kleine Mann gibt dann das Schlachtfestsprüchlein zum Besten:

Tripplis träpplis hinterem Hus.  
 Streck m'r e gueti Wurscht rus!  
 Eji Sou het e Zapfe —  
 gemm'r au e Chrapfe!  
 Eji Sou het e Niere —  
 lemme nit am Fenschtr verfriere!  
 Eje Sou het e dicke Chopf —  
 gemm'r au' e Witopf —  
 eji Sou het e dicken A...  
 gemm'r au e Wiglas!

und „Chumm ine!“ sagt dann gar oft die Hausfrau, die zum Schlachtfeste einen ganzen Waschkorb herrlicher Krapsen gebacken hat und an diesem Tage gut gelaunt ist — „do hesch einer“ — und wird wohl selbst wieder jung, wenn sie sieht, wie Knaben und Mädchen aus ihrer Hand die wunderschönen Krapsen entgegennehmen und sie mit Wonne verspeisen. Heia — nun mag nach harter Fron der Saderlacher sich seines Lebens freuen — nun mag er mit Recht sagen: „Im Summer het d'r Lehrer gueti Zit — un' im Winter d'Bure!“

Ja, — man freut sich des Lebens und genießt die Annehmlichkeiten der Wintermonate in vollen Zügen. „z' Dorf go“ nennen die Frauen ihre Nachmittagstreffen, die sich je nach der Zahl der zu besuchenden Höfe auf 10—12 Häuser erstrecken. Nachmittags versammeln sich nur die „Wiber“ mit dem Strickstrumpf oder dem Spinnrad, das noch überall seine behag-

liche Weise schnurrt — eine fröhliche Schar, die einem Kaffeetränzchen gleich eifrig dem Schwaz huldigt, wobei dann allerlei Dorfklatsch zum Besten gegeben, die abwesenden Ehemänner durchgehechelt und weitere Zusammentünfte vereinbart werden. Abends kommen dann auch die Männer, und während die Frauen stricken oder spinnen, kürzen sie sich die Stunden durch ein interessantes Kartenspiel. Launige Worte, derbe Spässe fliegen herüber und hinüber, — alemannische Laute schwirren mit markigem Kehltönen durch manche deutsche Bauernstube fern drunten in Rumänien, — man fühlt sich wohl und geborgen in der Gemeinschaft, der man durch Blut, Sitte, Brauch und Mundart unauflöslich zugehört und in die man sich immer wieder hineingestellt sieht. „Un nom chemmet au bal d' S o c h z i t t e,“ wirft jemand ein, und „hejo, 's isch wohr,“ schallt es in der Kunde, und in gespannter Erwartung sieht man der Zeit nach Weihnachten, wenn schon längst „'s Christchindli cho isch“, den Wochen entgegen, wo der Better und 's Bäsli und der Getti und d'Gotte und der Franz und 's Marei mehr als einmal mit 2—300 anderen Festgästen sich im Gemeindegasthaus einfinden, um als starke Esser und zu allerlei Kurzweil und Schabernack aufgelegte Menschen die großen Hochzeitsfeste mitzumachen, die stets das ganze Dorf in Bewegung setzen.

So leben drunten im rumänischen Banat die Albert, Angele, Bächle, Bauer, Braun, Bruder und Burger, — die Eisele, Fehrbacher, Fohr, Frei, Gerhard, Hausenstein, Heber, Hemmen, — die Keßler, Krebs, Lachmann, Laub, Leimbacher, Lidolt, Lindner, — die Mergel, Mesch, Morath, Muck, Müller, Mühlbach, Neff und Pinkhardt (früher Binkert), — die Kieß, Roth, Schelb, Schmalz, Schweizer, Stigler, Stritt, Wagner, Weiß, Winter, Winterhalter und Zipfel. Manche Familien sind zwar ausgestorben — aber ihre Namen haben sich teils als Hausnamen, teils als Sondernamen erhalten. So redet man heute noch von 's Steinebrunners, 's Baumgartners, 's Malzachers Hus. Eine Familie Klein heißt 's Ganter, eine Familie Morath desgleichen, und im übrigen kennt der Saderlacher seinen Dorfgenossen in der Regel nur nach seinem Dorfnamen. Wie sollte man auch fünf Familien Eisele anders auseinanderhalten können als durch die Bezeichnungen 's Fibelis, 's Fränzlis, 's Marhänslis, 's Tonis und 's Schwäblis? Getreulich hat das Saderlacher Alemannenvölklein seine Banater bäuerliche Tracht, seine Sprache und Sitte, seine völkische Eigenart bewahrt und auch den Schutzheiligen des Hohenwaldes, den heiligen Fridolin, nicht vergessen, zu dessen Andenken man alljährlich noch eine Messe liest. Wohl sind im Laufe von zwei Jahrhunderten manche alten Wörter aus der Sprache der Saderlacher verschwunden — sie sagen nicht mehr „lose“ und „luege“, sondern „horche“ und „schaue“ — und andererseits haben sie einige Wörter fremdsprachlichen Ursprungs ihrem Munde entsprechend umgeformt und in ihren Sprachschatz eingefügt. Die Kinderschule ist bei ihnen eben die „Obode“ nach dem ungarischen „ovoda“, der Ochsenstall der „Bifestall“ nach dem ungarischen „bifa“, und ebenso sprechen

sie nie vom Rathause oder Gemeindehause, sondern immer nur von ihrem „Warschhus“. Und doch ist es ein kerniges Alemannisch, das uns aus ihrem Munde entgegenklingt, wenn sie etwa sagen „M'r genn emol go schaue“ oder wenn der Plajasch oder Gemeindediener mit der Anrede „Horchet, ihr Männer!“ folgendes verkündet:

„Morge frieh henn d'Obodechinder Prüfung. Jedz Chind soll am halber achti scho in d'r Schuel si, bis d'Hiß chunnt, daß d'Prüfung vorüber isch!“

All dies geht mir durch den Sinn, wie ich in stiller Stunde meiner Saderlacher Freunde gedenke und in der Rückerinnerung mir die Tage und Wochen wieder lebendig werden, die ich in ihrem traulichen Kreise erleben durfte. Zwei Jahrhunderte sind es her, seit die ersten Alemannen das Dorf Saderlach gründeten, — zwei Jahrhunderte hat Geschlecht um Geschlecht ebenso treu dem Staate gedient wie auch zäh und eigenwillig am angestammten Volkstum festgehalten. Fürwahr, was Alemannentum und deutsches Volkstum bedeuten, ist mir noch nirgends so überzeugend klar geworden wie bei meinen alemannischen Freunden in Saderlach. Zum Volkstum zu stehen, ihm in Demut zu dienen, die Heimat zu lieben, aus der nach dem schönen Worte Hebels der Schein kommt, Muttersprache, Sitte, Brauch und völkische Eigenart als heiliges Gut zu wahren: das alles, dünkt mich, gehört zu den köstlichsten und wertvollsten Dingen unseres irdischen Daseins. Wenn wir Alemannen am Oberrhein, die das politische Geschehen auf Deutschland und Frankreich, auf die Schweiz und Osterreich verteilt hat, uns ungeachtet aller staatlichen Grenzen in einem höheren, menschlich nahen und geistig schöpferischen Sinne durch das Band gemeinsamen Volkstums verbunden fühlen, so wollen wir in die Gemeinschaft unseres Stammes auch in herzlichster Bereitschaft aufnehmen die alemannischen Blutsbrüder in Saderlach, dem Hozendorf im Banat! Und wir wissen — wenn sie im Jahre 1937 die Zweijahrhundertfeier der Einwanderung begehen, so wird sie eine Jubelfeier sein, an der das Alemannentum in der alten Heimat freudigen Herzens teilnehmen wird!

## Deutschschweizer im Tessin.

Von Hedwig Schoch.

Der Deutschschweizer, der im Süden seines Landes eine zweite Heimat sucht, unterliegt demselben Drange, der je und je Völker wie Einzelne ausziehen hieß, um unter milderm Himmel ein besseres Dasein zu finden. Doch die bukolische Idylle, die er sich meisthin erträumt, zerstäubt in der Verwirklichung zu schwierigem und bemühlichem Anpassen an eine zutiefst anders geartete Umwelt. Verfügt er über Einsicht und Wille zu Einfüh-